

Simone M. Ehrhardt

# Tote Pfarrer reden nicht

Ein Penelope-Plank-Krimi

scm | R. Brockhaus

© R. Brockhaus Verlag Wuppertal 2006

Umschlag: Ralf Krauß, Herrenberg

Satz: Christoph Möller, Hattingen

Druck: Finidr s. r. o., Tschechien

ISBN-10: 3-417-24963-5

ISBN-13: 978-3-417-24963-7

Bestell-Nr. 224.963

Der Regen prasselte an die Fensterscheibe und riss mich aus dem Schlaf. Draußen bogen sich die Bäume im Wind, so dass die Blätter in wirbelnden Massen von den Ästen gerissen wurden. Es war Sonntag, natürlich, das hätte ich auch ohne Kalender sagen können. Irgendeinem seltsamen Naturgesetz folgend, waren die Sonntage der letzten sechs Wochen alle von ähnlicher Witterung gewesen. Deshalb war der Gemeindeausflug ausgefallen, das von Alexandra und mir geplante Picknick musste einem Videonachmittag weichen und das traditionelle Sommerabschlussgrillen von Alex' Eltern fand in einem provisorisch errichteten Zelt statt. Im Grunde störte mich das nicht weiter, aber Moira fand es grässlich, weil sie Wasser verabscheute. Der Sommer hatte ein frühes Ende gefunden, ertränkt in lauter Tiefausläufern. Dafür gab es einen zeitigen Herbst und eine Armee von Spinnen, die sich vom Garten ins Haus geflüchtet hatte. Zu meinem großen Bedauern interessierte sich Moira überhaupt nicht für diese Tierchen, so dass mir nur der Staubsauger blieb, wenn es mir auch jedes Mal etwas unmoralisch vorkam, einen dieser Achtbeiner im Saugrohr seinem Ende entgegentrudeln zu lassen.

Ich drehte mich auf die andere Seite und schielte über das Kissen hinweg nach draußen. Ein vorwurfsvolles Maunzen erinnerte mich an Moira, die hungrig und misstrauisch vor der Haustür saß und darauf wartete, dass ich ihren Napf füllte und den Regen abstellte. Da ich sie ignorierte und liegen blieb, kam sie schließlich die Treppe herauf und machte einen Satz auf mein Bett. Sie rollte sich auf Höhe meiner Füße zusammen und tat so, als gäbe es mich gar nicht. Ich schlüpfte unter der Decke hervor, zog mir eine Jogginghose über und ging nach unten in die Küche. Nachdem ich den Kaffee aufgesetzt hatte, öffnete ich eine frische Dose Katzenfutter und klapperte extra laut mit Moiras Napf und dem Löffel. Ich wusste, dass sie nicht lange widerstehen konnte, und wirklich, kaum hatte der Napf den Boden berührt, steckte sie schon ihre Nase hinein.

Eine Stunde später lief ich durch den Regen zu meinem Auto. Ich war mit Alex zum Gottesdienst verabredet. Eigentlich ging ich in eine andere Gemeinde als sie, aber gelegentlich gesellte ich mich zu ihr und ihrer Familie, speziell dann, wenn der Gospelchor einen Auftritt hatte. Diese Leute waren einfach phantastisch. Wenn sie sangen, hielt es mich kaum noch auf meinem Platz. Kurz bevor ich die Tür meiner alten Klapperkiste mit dem nötigen Kraftaufwand schließen konnte, hörte ich jemanden meinen Namen rufen. »Fräulein Plank!« Was hatte denn Frau Gerberich um diese Uhrzeit schon draußen zu suchen?

»Fräulein Plank, wagen Sie es ja nicht, mir die Tür vor der Nase zuzuschlagen!« Schicksalsergeben blickte ich in das Gesicht meiner Nachbarin, die jetzt gebückt zu mir hereinsah.

»Guten Morgen, Frau Gerberich. Was tun Sie denn bei diesem Regen hier draußen?« Sie warf mir einen verächtlichen Blick zu.

»Regen? Das nennen Sie Regen, dieses bisschen Geniesel?« Ich hoffte inständig, dass sie nicht mit einem weiteren Vortrag über meine Generation anfangen würde. »Fräulein Plank, Ihr Garten ist ein Schandfleck für die ganze Nachbarschaft, das muss ich Ihnen einmal sagen!« Nun ja, das hörte ich eigentlich öfter von ihr. »Ihre Hecken wuchern wie Kraut und Rüben und Ihr Vorgarten ist die reinste Wildnis, ein Paradies für jedes Unkraut, das vorüberfliegt! Warum tun Sie nicht endlich etwas dagegen?« Was sollte ich dazu sagen? Ich liebte meinen Garten sehr und er war eigentlich genauso, wie ich ihn haben wollte. Und genauso, wie ihn mir Großtante Edith hinterlassen hatte.

Frau Gerberich fand Vergnügen darin, die Ähnlichkeiten zwischen mir und Großtante Edith zu betonen. Ich konnte diese Behauptungen leider nicht nachprüfen, denn meine Großtante war vor einigen Jahren gestorben. Sie hatte mir ihr Haus vererbt, obwohl wir uns kaum kannten. Möglicherweise war ein Familientreffen die Ursache für diesen Entschluss, denn bei dieser besagten Zusammenkunft erwähnte ich ihr gegenüber meinen Wunsch, Schriftstellerin zu werden. Sie war sehr aufgeschlossen für Kunst jeder Art. Meine Mutter erzählte mir, dass sie sogar hin und wieder

junge Maler und Musiker, die sie für vielversprechende Talente hielt, unterstützt hatte. Nicht, dass Tante Edith in Geld geschwommen wäre, aber dieses Anliegen war ihr wirklich wichtig und deshalb nahm sie gerne einige Einschränkungen dafür in Kauf. Für meine Nachbarn war sie eine Exzentrikerin gewesen, die ein verständnisloses Kopfschütteln nach dem anderen auslöste. Schade, dass ich sie nicht besser kennen gelernt hatte. Ich war natürlich maßlos erstaunt gewesen, als mich die Nachricht erreichte, ich sei ihre Alleinerbin.

Da ich zunächst keine Ahnung hatte, worin dieser Nachlass bestand, schwelgte ich für ein paar Tage in den herrlichsten Träumen von Reichtum, Luxus und immerwährendem Urlaub. Die Ernüchterung kam spätestens beim ersten Betreten des Hauses: Es war alt, ziemlich klein und überaus renovierungsbedürftig. Meine Eltern redeten mit Engelszungen auf mich ein, dass ich es so schnell wie möglich verkaufen sollte. Deshalb war es auch ein ziemlich großer Schock für sie, als ich ihnen mitteilte, dass ich demnächst umziehen und diese »Bruchbude« bewohnen wollte. Sie wehrten sich mit Händen und Füßen dagegen, dass ich einige hundert Kilometer entfernt in einer fremden Stadt in einem heruntergekommenen Haus leben wollte. »Heruntergekommen« war sicher etwas übertrieben – meine Eltern übertreiben ganz gern, wenn sie ihre einzige Tochter von etwas abbringen möchten – aber ungefähr traf es schon ins Schwarze. Aus Rücksicht auf ihre Nerven erzählte ich ihnen auch erst einmal nicht, dass ich zunächst mein Glück als Schriftstellerin versuchen würde, statt mir gleich eine Arbeit zu suchen. Wenn Großtante Edith mich schon in dieser Hinsicht ermutigen wollte, dann war ich es ihr einfach schuldig, es zu probieren. Eine Schuld, die ich gern auf meine Schultern nahm. Allerdings ließ die Karriere noch auf sich warten.

Das erste Jahr verbrachte ich damit zu renovieren, was ich konnte. Manches erforderte leider Handwerker und da meine Großtante mir zwar ihre Behausung mitsamt den Möbeln, aber kein Bargeld oder wertvollen Schmuck vermacht hatte, fraß das meine Ersparnisse beinahe restlos auf. Dafür hatte ich schließlich

ein hübsches Häuschen, in dem ich mich wohl fühlte, und das sogar ab und zu die Bewunderung von Besuchern fand, da es dank einer ungewöhnlichen Architektur viele gemütliche Ecken und Winkel besaß und Großtante Edith eine Menge alter Möbel hinterlassen hat, die inzwischen Antiquitätenstatus aufweisen konnten.

Nach diesem Jahr der Schwerarbeit schrieb ich meinen ersten Roman und ich wünschte sagen zu können, dass er sofort ein Erfolg wurde. Eher das Gegenteil war der Fall. Bei mir rief kein Verleger an, um mich zu fragen, wann ich das nächste Manuskript liefern könne. Wenn ich mit meinem Verleger sprechen wollte, musste ich selbst zum Telefon greifen, und dann landete ich auch nur bei meinem Lektor, der stets so klang, als sei mein Buch ein großer Knick in seiner Karriere. Was ich nicht glaubte, offen gestanden. Aber wie die Lage derzeit war, musste ich dankbar sein, überhaupt einen Verleger gefunden zu haben, der einen Lektor bezahlte, damit dieser sich mit meinem Werk auseinandersetzte. Da der Fluss finanzieller Mittel aus dieser Richtung auf sich warten ließ, arbeitete ich gelegentlich für kleinere Unternehmen oder Kanzleien als freiberufliche Schreibkraft. Auch vom Gemeindebüro von Alex' Kirche bekam ich hin und wieder Aufträge, aber meistens keine großen. Normalerweise schaffte Barbara Hemmerling, die Sekretärin, es selbst, alles zu erledigen.

Moira war auch ein Erbstück meiner Großtante. Ich wusste es nur noch nicht, als ich hier einzog. Am Anfang kam sie nur gelegentlich vorbei, um sich füttern und streicheln zu lassen, aber sobald es Winter wurde, blieb sie ganz bei mir. Sie fragte mich nicht, viel eher hatte ich das Gefühl, dass es mir gnädig erlaubt sei, weiterhin hier zu wohnen und sie zu versorgen. Als feststand, dass sie bleiben würde, überlegte ich mir einen Namen und kam irgendwann auf Moira, weil er einen geheimnisvollen Klang hatte, der zu ihrer Herkunft und Geschichte (beide unbekannt) passte. Frau Gerberich fand es nicht angenehm, eine Katze in der Nachbarschaft zu haben, und das nun schon seit etlichen Jahren, denn Moira hatte vor mir bereits meine Großtante als Futter- und Wärmequelle adoptiert, wie mir Frau Gerberich wiederholt versicherte.

Sie war aber, ehrlich gesagt, selbst keine angenehme Nachbarin. Sie fand ständig etwas, das sie störte und worüber sie mich aufklären musste. So wie an diesem Sonntag.

Glücklicherweise wurde es ihr dann doch bald zu nass, obwohl es nur »ein bisschen nieselte«, und so konnte ich mich erleichtert davonmachen. Als ich zehn Minuten später bei der Kirche ankam, fragte ich mich ernsthaft, ob ich mich im Tag geirrt hätte. Gähnende Leere umgab mich, kein Mensch war zu sehen, kein anderes Auto parkte auf dem Parkplatz. Während ich noch verduzt überlegte, was ich nun tun sollte, dämmerte mir, dass ich mich zwar nicht im Tag, jedoch in der Uhrzeit getäuscht hatte. Ich hatte schlicht und einfach vergessen, dass der Gottesdienst hier eine Stunde später anfang als in meiner Gemeinde. Mit einem tiefen Seufzer ließ ich den Kopf auf das Lenkrad sinken. Es war Sonntagmorgen, ich war müde, es war lausig kalt und ich stand mutterseeleallein auf einem Parkplatz und hatte eine Stunde totzuschlagen. Schließlich kam mir die Idee, dass ich hineingehen und diese Zeit zum Beten nutzen könnte. Ich war noch nie zum Beten in einer richtigen Kirche gewesen, also war das doch eine einmalige Gelegenheit, um eine Erfahrung reicher zu werden. Und wer wusste, ob ich nicht den Geist Gottes in einer ganz besonderen Weise spüren würde?

In der Kirche herrschte absolute Stille. Immer wenn ich eine Kirche betrat, war sie nun groß oder klein, prachtvoll oder schlicht, hatte ich das Gefühl, an einen heiligen Ort zu kommen. Da mochten sich manche Leute noch so aufregen über zu üppige Verzierungen und zu viel Reichtum an einem Ort der Anbetung, dennoch wurden die Kirchen zu Gottes Ehre gebaut, um ihm nahe zu sein und seine Gegenwart zu spüren. Und genau das empfand ich, wenn ich in eine Kirche kam. Diese hier war weder besonders groß noch besonders klein, auch nicht betont einfach oder protzig, sie passte einfach zu unserer Kleinstadt. Das Kirchenschiff war sehr hell, weil durch die großen, teilweise bunten Fenster mit biblischen Motiven viel Licht einfallen konnte. Ganz besonders gefiel

mir das dreieckige Oberlicht, das sich im Dach befand. Wenn dort die Sonnenstrahlen hereinleuchteten, überliefen mich schon beinahe Schauer, so schön war es.

Ich ging den Gang entlang nach vorne, auf den Altar zu. Den ungestörten Augenblick wollte ich nutzen, um mich davorzustellen und herauszufinden, wie man sich dort fühlte. Als ich fast dort war, fiel mein Blick auf die Tür an der rechten Seite, die nach hinten in den Altarraum, zum Glockenturm und zu verschiedenen anderen Räumen führte. Normalerweise war sie durch einen schweren Samtvorhang verborgen, aber der Vorhang war nicht zugezogen und die Tür stand einen Spalt weit auf. Ich war unschlüssig, ob ich mich einfach in eine Bankreihe setzen oder herausfinden sollte, warum die Tür offen war. Es gab vermutlich eine völlig einleuchtende Erklärung, denn warum sollte eine Tür nicht hin und wieder geöffnet werden? Und schließlich hatte der Gottesdienst noch nicht begonnen, es bestand also kein Grund, sie zu schließen. Ich sagte mir, dass es absolut irrational sei, sich wegen einer simplen Tür so viele Gedanken zu machen und ging hinüber. Neugier kann eine ganz schöne Last sein!

Es quietschte nicht ein bisschen, als ich die massive Holztür aufdrückte. Der Hausmeister hielt wohl alles sehr gut in Schuss, ölte regelmäßig alle Scharniere. Sehr aufmerksam von ihm! Der Gang war in dämmeriges Licht getaucht, so dass ich nur zwei weitere Türen in meiner unmittelbaren Nähe erkennen konnte, eine rechts und eine links. Der Gang machte einen leichten Bogen und verschwand im Dunkeln. Ich ging vorsichtig weiter. Irgendetwas lag in der Luft, ganz eindeutig. Ich ermahnte mich, meine Phantasie im Zaum zu halten und wappnete mich gleichzeitig für eine Begegnung mit einem Einbrecher oder einer anderen wilden Bestie, die über mich herfallen würde. Aus dem Dunkeln tauchte ein schwarzes Loch auf, der Aufgang zum Turm, der eigentlich ebenfalls mit einer Tür verschlossen sein sollte. Eigentlich war es sehr unwahrscheinlich, dass jemand hinaufgegangen war, denn die Glocken wurden von unten elektronisch bedient. Der Turm war eng, kalt und zugig und von oben hatte man auch keine Aus-



sicht, denn es gab lediglich Schlitze und Löcher, durch die das Läuten der Glocken nach außen drang.

Als ich näher kam, bemerkte ich einen unförmigen Schatten vor dem Treppenaufgang. Es sah aus wie ein großer Gegenstand, der mit einem schwarzen Tuch abgedeckt worden war. Wer würde etwas davor ablegen, noch dazu so, dass es den Aufgang blockierte? Ich trat näher heran und besah es mir. Ein grausiger Verdacht schlich sich in meinen Hinterkopf, aber ich ließ nicht zu, dass er in meinen Gedanken klare Gestalt annahm. Doch ich musste etwas tun, ich konnte nicht ewig nur dastehen und starren. Zögernd ging ich um das schwarze Etwas herum. Da sah ich die Hände und die Schuhe und auch einen Teil des Kopfes. Entsetzt blickte ich in das leblose Gesicht und die aufgerissenen Augen. Es war der Pfarrer in seinem Talar. Und er sah nicht ohnmächtig aus, sondern sehr tot.

**F**rau Plank, was hatten Sie so früh schon in der Kirche zu tun?« Der Kriminalkommissar war dabei, meine Nerven, die ich ohnehin nur mit äußerster Mühe unter Kontrolle halten konnte, zu ruinieren. Dabei hatte er sich nicht mal vorgestellt. Er saß in der Kirchenbank vor mir, einen Kollegen mit Notizblock und gezücktem Stift neben sich. Natürlich hatte ich Verständnis dafür, dass sie ganz genau wissen mussten, was ich gesehen hatte, aber ich fand es eigentlich ausreichend, dass ich diese Frage bereits zweimal beantwortet hatte. Offenbar konnte der Kommissar nichts mit meiner Begründung anfangen. Ich lehnte mich frustriert an die harte Rückenlehne und schloss die Augen. Mir war kalt und ich zitterte – kein Wunder nach diesem Schock! Der Beamte mit dem Notizblock hatte mir freundlicherweise eine Decke gebracht, die aber zu klamm war, um mich richtig zu wärmen.

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Glauben Sie mir nicht?« Verzweiflung schwang weinerlich in meiner Stimme mit, denn ich wollte das alles so schnell wie möglich hinter mich bringen und nach Hause.

»Doch, doch«, versicherte er mir mit einem eindringlichen Blick, »aber ich möchte herausfinden, was Sie gedacht und getan haben. Möglicherweise haben Sie den Mörder ja gestört und etwas Wichtiges gesehen, das Ihnen jetzt entfallen ist.« Mörder – was für ein furchtbares Wort! Bisher hatte er das tunlichst vermieden.

»Ich wollte in den Gottesdienst, weil ich mit meiner Freundin verabredet war. Aber dann merkte ich, dass ich eine Stunde zu früh dran war, weil ...« Er unterbrach mich.

»Bitte kommen Sie zu dem Teil, wo Sie die Kirche betreten haben.« Jemand hielt mir eine Tasse mit heißem Kräutertee unter die Nase. Genau das, was ich brauchte! Der Kommissar schaute fragend, während der Notizblockkollege ebenfalls eine Tasse entgegennahm. »Von der Sekretärin«, erklärte die Stimme hinter mir, bevor sie sich entfernte. Die gute Barbara. Ich hatte keine Ahnung,

wie sie auf die Idee gekommen war, uns Tee zu machen, aber ich liebte sie dafür.

Ich berichtete also noch einmal, was ich getan und gesehen hatte. »Als ich sah, dass es Pfarrer Wagner war, lief ich zuerst zum Pfarrbüro, aber da war abgeschlossen. Deshalb ging ich zum nächsten Haus, um von dort die Polizei zu rufen.« Die Leute waren beinahe aufgeregter als ich und wollten mich gar nicht mehr fortgehen lassen, aber ich dachte, es wäre meine Pflicht, zur Kirche zurückzukehren und auf die Polizei zu warten. Ich stand noch keine drei Minuten bibbernd in der Eingangstür, als sie schon da waren. Ein paar Beamte begannen sofort, alles abzusperren – keinen Augenblick zu früh, denn die ersten Gottesdienstbesucher kamen soeben angefahren – während ich mit einigen anderen dorthin ging, wo der Pfarrer lag. Nach gründlichem Betrachten der Örtlichkeiten und der Leiche begannen die beiden Polizisten, die mich noch immer in der Mangel hatten, mit ihrem Interview.

Eine kleine, ausgesprochen attraktive Frau in einem blauen Mantel näherte sich uns mit energischen Schritten. »Dr. Frank«, sprach der Kommissar sie an, »haben Sie etwas herausgefunden?« Sie verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. »Natürlich habe ich etwas gefunden« sollte das wohl heißen.

»Und?« Der Notizblockmann saß mit gespannter Aufmerksamkeit über seinen Stift gebeugt und wartete auf ihre Ausführungen.

»Der Körper ist noch warm, ausgeprägte Totenflecke am ganzen Körper sowie beginnende Starre – ich würde sagen, er ist seit zwei bis drei Stunden tot. Todesursache ist eine Schädelverletzung am Hinterkopf, herbeigeführt durch einen schweren Schlag mit einem großen, scharfkantigen Gegenstand. Natürlich muss ich ihn erst genauer untersuchen, aber in der Wunde befinden sich kleine Partikel, die ich für Rost halte. Es sieht so aus, als wäre er die Treppe hinuntergefallen. Diverse Hämatome und Knochenbrüche sind vorhanden, allerdings kann ich noch nicht sagen, ob dieser Sturz ante oder post mortem stattfand.«

Der Kommissar nickte nachdenklich mit dem Kopf. »Zwei bis drei Stunden, das wäre also ...« Er sah auf seine Armbanduhr.

Automatisch tat ich dasselbe – es war 10.23 Uhr. »Er wurde demnach zwischen sieben Uhr und acht Uhr dreißig umgebracht.« Dr. Frank schob die Hände in die Manteltaschen und schwieg.

»Vielen Dank«, sagte der Kommissar zu ihr. Sie nickte.

»Ich nehme ihn mit, um mit der Obduktion zu beginnen. Der Fotograf ist soweit fertig.« Sie wollte sich umdrehen, aber mein Interviewer hielt sie zurück.

»Hat man es Ihnen nicht gesagt?«

»Was gesagt?« Die Ärztin bekam einen eisigen Gesichtsausdruck.

»Dr. Frey wird die Autopsie machen.«

»Dr. Frey? Wieso denn? Ich wurde mit der Untersuchung beauftragt.« Zornesröte breitete sich auf ihren Wangen aus.

»Nun, Sie müssen das verstehen.« Er sah auf seine Finger, bevor er etwas verlegen fortfuhr. »Der Pfarrer ist eine bekannte Persönlichkeit dieser Stadt, da sind natürlich alle daran interessiert, dass die kompetentesten Leute an diesem Fall arbeiten.«

»Und ich bin nicht kompetent, wie?« Sie sah aus, als würde sie ihm gleich an den Hals springen.

»Doch, natürlich sind Sie das. Aber kein Mensch kennt Sie. Dr. Frey dagegen arbeitet seit dreißig Jahren hier; er ist bekannt und beliebt. Außerdem war er ein persönlicher Freund des Pfarrers. Es ist der Wunsch des Bürgermeisters.«

»Anscheinend hat sich dieser Mord schnell herumgesprochen.« Ohne Verabschiedung stürmte sie zur Kirche hinaus.

Endlich wurde auch ich entlassen. Ich sah den Hausmeister und den Vikar in einer anderen Ecke der Kirche stehen und sich miteinander unterhalten. Der Hausmeister wirkte um Jahre gealtert, der Vikar war in sich zusammengefallen. Der Schweigsame mit dem Notizblock ging mit mir hinaus, um mich zu meinem Auto zu bringen. Der Gottesdienst hätte eigentlich schon längst stattfinden sollen und entsprechend viele Leute waren vor der Kirche versammelt. Aufgeregtes Geschnatter lag in der Luft, aber es drangen nur vereinzelte Satzketten zu mir, denen ich keine Beachtung schenkte. Ich hatte nur noch einen Gedanken: nach Hause. Als wir

uns einen Weg durch die Menge gebahnt hatten – wobei mir nur undeutlich bewusst wurde, dass ich im Mittelpunkt des Interesses stand – und schon fast bei meinem Wagen waren, hörte ich jemanden meinen Namen rufen.

»Pelo, warte! Penelope! Hallo!!!« Es war Alexandra, die auf uns zulief. Ich bemerkte, dass es nicht mehr regnete, als ich ihre braunen Haare fliegen sah. Der Beamte verabschiedete sich von mir – er konnte tatsächlich sprechen – und ich öffnete die Beifahrer- und Fahrertür meines Autos.

»Steig bitte ein«, sagte ich zu Alex, als sie keuchend neben mir stand. Wir setzten uns in meinen Fast-Oldtimer, ich startete wortlos den Motor und fuhr los.

»Wo willst du hinfahren?«, fragte Alex.

»Nur ein paar Ecken weiter, damit nicht noch jemand auf die Idee kommt, mit mir reden zu wollen«, erklärte ich.

»Was ist denn eigentlich los?«, platzte sie heraus, sobald wir außer Sichtweite der Kirche waren. Eigentlich wäre ich lieber auf direktem Weg zu meinem Haus gefahren, aber ich konnte Alex nicht einfach abservieren. Deshalb parkte ich unter einem ausladenden Baum in einer ruhigen Seitenstraße.

»Hat die Polizei euch nichts gesagt?«

»Nein, sie haben nur gesagt, dass die Kirche gesperrt ist und der Gottesdienst heute ausfällt. Warum denn nur?«

»Pfarrer Wagner ist umgebracht worden.« Sie wurde blass und es tat mir Leid, dass ich es so indiskret formuliert hatte, aber meine Kräfte waren aufgezehrt.

»Umgebracht? Du meinst ... getötet? Er hatte nicht vielleicht nur einen Unfall?« Sie war wirklich schockiert.

»Nein, es war ganz bestimmt kein Unfall. Jemand hat ihn erschlagen.«

»Erschlagen!« Sie starrte durch die Windschutzscheibe. »Aber warum denn nur?« Ich wusste keine Antwort, deshalb sagte ich nichts darauf. Nach einer Weile wandte sie sich wieder mir zu.

»Pelo, was hast du damit zu tun? Wieso warst du bei der Polizei da drinnen?«

»Ich habe ihn gefunden.« Als sie mich so teilnahmsvoll und aufmerksam ansah, war es um meine Fassung geschehen. Ich fing an zu schluchzen und Alex nahm mich in den Arm. Nachdem ich ihre Jacke eine Weile gründlich durchnässt hatte, fühlte ich mich etwas leichter. »Ich werde jetzt nach Hause fahren. Warum kommst du nicht heute Abend vorbei? Dann erzähle ich dir alles.« Sie sagte zu, drückte mich noch ein letztes Mal und stieg aus. Ohne ein weiteres Winken fuhr ich davon.

Als ich wieder aufwachte, wurde es draußen bereits dunkel. Verwirrt schaute ich auf den Wecker neben meinem Bett – schon nach sechs Uhr. Wieso hatte ich geschlafen? Ich fühlte mich, als hätte ich einen Boxkampf hinter mir. Es fiel mir wieder ein, als ich die Kleider sah, die ich am Morgen getragen hatte. Der Pfarrer, die Kirche, die Polizei! Nachdem ich zu Hause angekommen war, hatte ich mir einen Kakao gekocht, ein heißes Bad genommen und mich ins Bett gelegt. Ich musste geschlafen haben wie eine Tote, dachte ich bei mir, aber der unüberlegte Vergleich trieb mir die Röte ins Gesicht. Ein bisschen schuldbewusst tapste ich ins Badezimmer. Grauenhaft, was mir da aus dem Spiegel entgegensah. Ich band meine Haare zusammen und schüttete kaltes Wasser in mein Gesicht. Dann schlüpfte ich in eine Jogginghose und ein absolut schlabberiges, ausgebleichenes, viel zu weites und uraltes Sweatshirt, das ich nur anzog, wenn ich in Gammellaune war, und ging nach unten. Alex würde bald kommen und sie würde vermutlich etwas essen wollen. Sie wollte immer essen. Nicht, dass sie richtig ausgehungert hier ankäme, nein, nein. Ihre Mutter sorgte dafür, dass sie nicht ohne ordentliche Mahlzeiten aus dem Haus ging. Aber was immer ich ihr an Keksen, Chips, Nüssen oder ähnlichem Kleinkram hinstellte, war weg, bevor sie sich verabschiedete. Im Küchenschrank fand sich eine letzte Tüte Schokoladenkekse. Ich riss sie auf und schob mir einen in den Mund. Er schmeckte wie alte Pappe, aber ich konnte nicht beurteilen, ob das an dem Keks oder an mir lag. Ich schüttete die restlichen in eine Schüssel und nahm sie mit ins Wohnzimmer.

Sobald das Feuer im Kamin brannte, kam Moira aus ihrem Versteck herbeistolz und setzte sich davor. Diese Vorliebe für Wärme, die Katzen hatten, war merkwürdig und ganz besonders bei dieser Katze. Moira legte sich zum Schlafen so dicht vor den Kamin, dass ich manchmal Angst hatte, ihr Fell könnte Feuer fangen. Sie begann ihr Putzritual: Seite links, Seite rechts, die Pfoten, Bauch, Rücken, der Kopf. Wenn ich Moira dabei beobachtete, drängte sich mir automatisch die Frage auf, weshalb Katzen ihren Kopf nicht so weit herumdrehen konnten wie Eulen. Dann könnten sie sich leichter das Genick putzen.

Ich kochte gerade eine Kanne Tee, als es klingelte. Alex schüttelte theatralisch ihren Schirm aus, ehe sie eintrat. Es regnete mal wieder, aber diesmal war es nicht nur ein Niesel, sondern ein ausgewachsener Platzregen.

»Bist du etwa gelaufen?«, entfuhr es mir anstelle einer Begrüßung.

»Natürlich bin ich gelaufen. Mein Vater braucht das Auto heute Abend selbst und Mama fährt Oliver zu einem Sportfest, das zwanzig Kilometer außerhalb stattfindet.« Oliver ist Alexandras zehn Jahre jüngerer Bruder, ein wahrer Quälgeist – nicht immer, aber meistens.

»Ich hoffe, du fährst mich nachher nach Hause!«, sagte sie, während sie ihre durchweichten Schuhe auszog. »Hast du ein paar Socken für mich?« Ihre waren ziemlich nass, so dass sie sich ihrer ebenfalls entledigte und in die Küche trug, um sie auf die Heizung zu legen.

»Ja, oben sind welche. Hol sie dir einfach, ich muss mich um den Tee kümmern.« Sie ging die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer, wo ich sie mehrere Türen öffnen und zuschlagen hörte, ehe sie mit einem »Hab sie!« verkündete, dass sie die richtige Schublade gefunden hatte. Indessen nahm ich die Teebeutel aus der Kanne und trug Tee und zwei Tassen hinüber zu Moira.

»Erzähl!«, befahl sie mir, als wir es uns gemütlich gemacht hatten, und schob sich einen Keks in den Mund. Ich erzählte. Es kam mir beinahe wie eine wortgetreue Version des Berichtes vor,